

Dostojewski als Prophet

Autor(en): **Rudert, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DOSTOJEWSKI ALS PROPHET

So oft das Wort Prophet erklang, stieg vor mir von jeher eine gelbe Wüstenlandschaft auf. Ich sah eine knochige, notdürftig in ein Fell gehüllte Gestalt und rings umher eine Volksmenge, die mit bang fragenden Augen den Drohungen, mit freudigem Aufatmen den Verheißungen des Predigers lauschte. blieb das Bild früher, wie es das Wesen solcher mit unseren Begriffen anklingender Vorstellungen ist, im ganzen unbestimmt, so haben für mich doch die Gesichtszüge des Propheten seit einiger Zeit eine festere Form angenommen, und sehe ich schärfer zu, so finde ich die Züge Dostojewskis. Ich prüfte mich, ob ich nicht zu der früheren Unbestimmtheit meines Prophetenbildes zurückkehren und Dostojewski daraus verbannen müsse. Fehlte denn nicht bei Dostojewski nicht weniger als alles, was den Propheten kennzeichnet? Statt des Einsiedlers in der Wüste steht ein Romanschriftsteller vor uns, der nachts von elf bis fünf Uhr bei Tee und Zigarretten seine Romane schreibt, vormittags gegen halb zwölf Uhr aufsteht, dann ins Café geht und Zeitung liest . . . ! Und, was schwerer wiegt als das Fehlen der Wüste, wo sind die Drohungen?

Und doch, Dostojewski war ein Prophet. Einige Züge aus seinem äußeren Leben mögen uns dieser Anschauung entgegenführen.

Im Jahre 1880 tagte in Moskau eine glänzende Versammlung. Puschkin, den klassischen Dichter Russlands, wollte man feiern. Am zweiten Tage sprach als letzter Redner Dostojewski. Seht ihn dort, hingerissen vom eignen Feuer, auf der Tribüne stehen. Die Versammlung bebt unter der Wucht seiner Worte, es schwinden Frack und Ordenssterne, und jeder sieht sich Auge in Auge mit der Ewigkeit. „Demütige dich, stolzer Mensch, und vor allem brich deinen Hochmut; demütige dich, eitler Mensch, und vor allem mühe dich auf heimatlichem Boden.“ Im Saale ist keiner, der nicht im tiefsten erschüttert wäre. Dostojewskis schärfste Gegner reichen ihm, als er geendet, die Hand. Er aber steigt, ungeblendet, von der Tribüne mit der einzigen Gewissheit: Sie haben mich nicht verstanden, wie sollten sie auch verstehen? — Wer dünkte dabei nicht an die alttestamentlichen Propheten mit ihrer furchtbaren Lehre von der Verstockung.

Dostojewski liebte die Jugend. Wenige Monate vor seinem Tode besuchte er den Ball einer höheren Schule Petersburgs. Kaum eingetreten, sah er sich umringt; man kam ins Gespräch, und alsbald baten ihn jene jungen Leute, zu ihnen von Christus zu sprechen. Und so sprach er zu ihnen von Christus, „seinem Thema“, und unter den Klängen der Ballmusik lauschte jene Großstadtjugend der alten Botschaft, die aus dem schlichten Manne vor ihr mit zündender Gewalt hervorbrach.

Das Begräbnis dieses Mannes, dessen Züge trotz seiner adeligen Abkunft stets etwas Bäuerisches gezeigt haben, war in Russland beispiellos. Als sich der nicht endenwollende Zug dem Alexander-Newski-Kloster näherte, taten sich dessen Tore auf und die Mönche traten heraus, in feierlichem Zuge, dem Sarg entgegen. Eine Ehre, die nur dem Zaren vorbehalten war, erwiesen sie damit einem Menschen, der noch vor dreißig Jahren wegen staats- und kirchenfeindlicher Umtriebe im Zuchthaus in Sibirien gesessen hatte. — In der Nacht begab sich der Metropolit von Petersburg in die große Klosterkirche, in der Dostojewskis Sarg stand, um dort eine stille Stunde zu verbringen. Welch ein Schauspiel bot sich ihm, als er von seiner Empore herab ins Schiff der Kirche blickte: Er sah das Schiff gefüllt von Studenten, weinenden, betenden Studenten. Als die Mönche kamen, um am Sarge Psalmen zu lesen, bemächtigte sich die Menge des Psalters, und jener hohe Geistliche versichert, er habe in seinem Leben noch nie so Psalmen lesen hören, wie in jener Nacht aus dem Munde der Studenten, die doch von jeher Atheismus und Anarchismus als ihre besondere Domäne betrachtet hatten.

Diese wenigen Bilder lassen uns schon ahnen, dass wir hier einer besonderen Erscheinung gegenüberstehen. Tun wir, da die Werke Dostojewskis dem Leser nicht so unmittelbar vor Augen stehen mögen, nun einen Blick in sein Antlitz, dies Antlitz eines Bauers und eines Edelmanns zugleich, leiddurchfurcht und doch frohem Lachen geneigt, unheimlich wissend und auch wieder kindlich strahlend, schroff und voll Liebe. Wer in diesen Zügen zu lesen versteht, dem wird es gewiss: Hier handelt es sich nicht um einen großen Dichter, wie Dostojewskis Zeitgenossen Turgeniew, auch nicht um einen großen Weisen, wie Tolstoi, hier handelt es sich um mehr: um den Inbegriff der geistigen Wesenheit einer

Nation, um die Verkörperung der sehnsüchtigen Hoffnung eines Zeitalters, um Erkenntnisse, die in Blut und Tränen geboren sind: hier begegnen wir einem Propheten.¹⁾

Ein so glühendes Leben, wie es in Dostojewski wogte, fügt sich nicht in ein System. Wir können daher auch bei der Darstellung nur hier und da in den Strom hineingreifen und dem Leser das Gefundene aufzeigen. So beginnen wir mit dem ethischen Gehalt der Botschaft Dostojewskis.

Oswald Spengler spricht in seinem bekannten Buche von einer neuen Religion Russlands, die weder in Rom, noch in Wittenberg, sondern unmittelbar in Jerusalem anknüpfen werde. Er denkt dabei wohl an Dostojewski. Seit der Zeit, als er im Zuchthaus das Evangelium jahrelang als einzige Lektüre mit sich getragen hatte, blieb Dostojewski von Ehrfurcht und Liebe für die Gestalt Jesu durchdrungen. Er hätte ohne das Bild des Heilandes nicht leben können. Seine Seele war nicht ein stilles Bächlein, das freundlich durch Wiesen murmelt, sie war oft wie das wütende Meer, das ein Orkan aufpeitscht, oft ein wildes Chaos, in dessen Grunde alle verbrecherischen Leidenschaften der Menschheit schrecklich brodelten. Die Pein der Wahl erdrückte ihn, angsterfüllt schaute er in das drohende Dunkel seiner Brust Wie traut klang ihm dann die klare, feste Stimme aus den Gefilden Galiläas! Das war nicht *irgend eine* der Milliarden Stimmen, die auf der Erde verklungen sind, in dieser Stimme wurden ihm die bauenden Kräfte des Weltgefüges unmittelbar lebendig, beim Klang dieser Stimme war es ihm, als ob seine Seele nach Hause käme.

Die großen Menschen können nicht reproduzieren. So werden in Dostojewski aus der Tiefe seines Gefühls heraus die alten sittlichen Wahrheiten des Evangeliums ganz neu geboren und gewinnen die Jugendkraft eines neuen Erlebnisses der Menschheit.

Nur an zwei Stellen wollen wir uns das vor Augen führen. Die kasuistische Gesetzlichkeit, mit der Jesus zu kämpfen hatte, und die in Dostojewskis Umgebung einen gewaltigen Verkünder durch Leo Tolstoi gefunden hatte, wird von ihm an der Wurzel getroffen: „Die Überzeugung, dass man den Buchstaben erfüllt hat,

¹⁾ Das Porträt, das sich in der bei Piper, München, erschienenen Ausgabe von Dostojewskis Briefen bei S. 192 findet, vergegenwärtigt uns Dostojewski wohl am eindrucklichsten.

führt nur zu Stolz und Faulheit. Man soll nur tun, was das Herz einem befiehlt. Befiehlt es euch, euere Habe zu verteilen, so verteilt sie; gebietet es euch, für die Anderen arbeiten zu gehen, so geht. Nicht die Verteilung des Gutes ist notwendig, und nicht das Anziehen des Bauernkittels: All' das ist bloß Buchstabe und Formalität. Notwendig und wichtig ist bloß deine Entschlossenheit, alles zu tun um der werktätigen Liebe willen.“

Wichtig für unsere Zeit ist es, wie Dostojewski denen wehrt, die durch eine organisatorische Veränderung der Gesellschaft den neuen Menschen heraufführen wollen. „Fang selbst an, neu zu werden, so wird sich alles andere finden!“ ruft er ihnen zu. „Fürchte nicht, du könntest ein einzelner Fall bleiben; für den, der Verantwortungsgefühl besitzt, gibt es keine einzelnen Fälle. So eng ist Menschheit verknüpft, dass jede deiner Taten sogleich der Allgemeinheit angehört. Wenn du einmal mit einem schlechten Wort und hass-erfüllter Seele an einem Kinde vorbeigehst, das du vielleicht nicht einmat beachtet hast, und es sieht dein hässliches und verzerrtes Antlitz — siehe, so prägte es sich in sein schutzloses Herzchen ein. Du weißt es nicht einmal und hast doch Schlechtes in sein Herz gesät, und der schlechte Same wird aufgehen, und das alles nur, weil du in Gegenwart des Kindes nicht auf dich Acht gegeben hast, und weil du keine umsichtige und tatkräftige Liebe in deinem Herzen hegst.“

Versuchen wir es nun, Dostojewskis Religion im engeren Sinne, seine Frömmigkeit zu erfassen, so sehen wir uns keineswegs einem klar umrissenen Bilde gegenüber. Vielmehr ist auch hier alles ringendes Leben: in gewaltiger Spannung stehen sich Pol und Gegenpol gegenüber, unaufhörlich springen die Funken über, gefährlich dem ungeschützten Beschauer, der sich etwa in behaglicher Neugier nähern wollte.

„Es ist unmöglich, ohne Glauben an Gott zu leben“, ruft Dostojewski oftmals aus. Das ganze Gesetz des menschlichen Daseins besteht nur darin, dass der Mensch sich vor etwas unermesslich Hohem beugen kann; wollte man aber den Menschen das unermesslich Hohe nehmen, so würden sie das Leben lassen und in Verzweiflung den Tod suchen. — Aber kann man denn glauben? flüstert ihm immer wieder sein Dämon zu.

Die Quellen der Gottesgewissheit flossen in Dostojewski zu

stark, um von irgend einem Zweifel dauernd verschüttet zu werden. Immer von neuem strömte seine Seele über und verband sich mit dem Ganzen der Welt. Er fühlte sich als Glied des großen Chors des Universums, der unaufhörlich seinen Hymnus zum Preise des Erzeugers singt. Aus seiner ganzen Umwelt, mochte es nun ein Gespräch mit einem Bäuerlein sein, mochte er den Kindern beim Spielen zusehen, mochte er ein Bienchen summen hören, klang ihm die freudige Gottinnigkeit zurück, die er in sich trug. Und auch das eigentlich christliche Motiv, Gott und meine eigne Seele, erklingt in Dostojewski. Er spricht einmal von einer jungen Mutter, die sich still und selig bekreuzt, als sie das erste Lächeln auf den Zügen ihres Kindes sieht. „Weshalb bekreuzest du dich, junge Mutter?“, wird sie gefragt, und sie antwortet: „Ebenso groß wie die Freude der Mutter ist, wenn sie das erste Lächeln ihres Kindes erblickt, ist auch die Freude Gottes, wenn er sieht, dass ein Mensch vor ihm zum Gebet niederkniet.“ „Und damit“, fährt Dostojewski fort, „sprach sie einen so tiefen, so feinen und wahrhaft religiösen Gedanken aus, einen Gedanken, in dem sich das ganze Wesen des Christentums ausdrückt, das heißt der ganze Begriff von Gott als unserem leiblichen Vater und von der Freude Gottes am Menschen als der Freude eines Vaters an seinem leiblichen Kinde.“

Mohammed durchwanderte einst in ekstatischer Schau alle Gärten Allahs. Als er sich wieder auf der Erde fand, sah er, dass ein mit Wasser gefüllter Krug, der bei Beginn des erhabenen Erlebnisses umgestürzt war, noch nicht Zeit gehabt hatte, auszulaufen. Dostojewski kannte nach seinem eigenen Bekenntnis „diese Sekunde des Epileptikers Mohammed“. Er beschreibt gelegentlich dies Erlebnis, das seinen epileptischen Anfällen regelmäßig vorherging: „Es gibt Sekunden, es sind im ganzen nur fünf oder sechs auf einmal, und plötzlich fühlen Sie die Gegenwart der ewigen Harmonie, der vollkommen erreichten ewigen Harmonie, als ob Sie plötzlich sagen: Ja, das ist wahr. Gott hat, als er die Welt schuf, am Abend jedes Schöpfungstages gesagt: Ja, das ist wahr, das ist gut. Mehr als fünf Sekunden würde die Seele es nicht ertragen und vergehen. In diesen fünf Sekunden durchlebe ich das Leben und würde für sie das ganze Leben geben.“

Dostojewski nahm auch in gesundem Zustande diese mit seiner

Krankheit zusammenhängenden Erlebnisse durchaus ernst, und sie gewannen starken Einfluss auf die Gestaltung seiner Lebensanschauung. Im Gefolge Lombrosos kann man bei uns immer noch der Ansicht begegnen, Genie sei gewissermaßen nur eine Form des Wahnsinns, und gewiss würden die Vertreter dieser Anschauung mit Genugtuung auf die Epilepsie Dostojewskis verweisen. Aber man gehe durch unsere Irrenhäuser und sehe sich jene stumpfen, oft halb vertierten Unglücklichen an. Sie sind auch Epileptiker, und doch ist keiner von ihnen ein Paulus, Mohammed oder Dostojewski. Und von hier aus müssen wir Dostojewski Recht geben, wenn er seinen Erlebnissen vor dem Anfall objektiven Wert beimisst. Es sei noch daran erinnert, dass sich dies Glücksgefühl unter den Symptomen der Epilepsie sonst nicht findet. — Aber auch abgesehen davon: Wie sollte ein Mensch seinen stärksten, erhabensten, schönsten Erlebnissen misstrauen? Indem er es täte, würde er sich selbst vernichten.

Dostojewskis Frömmigkeit hat noch einen besonderen Akzent, an dem sie sich von der abendländischen Frömmigkeit deutlich scheidet. Luther suchte, als er um den gnädigen Gott rang, Befreiung von der Last der Schuld, freudiges Aufatmen der Seele, die sich dann, in der Gewissheit der Vergebung, kühnen Blicks in der Welt umschaut. Der Russe sucht nicht diese freudige Leichtigkeit als höchste Bemächtigung der Welt: Bei ihm muss in jeden Becher der Freude ein Tropfen Schwermut fallen, sein höchstes Lebensgefühl klingt in Moll; er kann nicht auf den Gipfel der Seligkeit gelangen, wenn er nicht dabei leidet. So ist sein ganzer Verkehr mit Gott von dem Leiden der eignen Sünde durchsetzt. Eben in diesen Leiden fühlt er sich eins mit dem Vater, wird er demütig gewiss, dass es in Gottes Reich auch für ihn noch irgend einen Winkel gebe, ein kleines, fernes Winkelchen vielleicht, aber doch in Gottes Reich. „In der Schmach und Schande meiner Schlechtigkeit“, sagt eine von Dostojewskis Gestalten, „stimme ich plötzlich meinen Hymnus an. Mag ich verflucht sein, mag ich niedrig und gemein sein, doch lasst auch mich den Saum jenes Gewandes küssen, in das sich mein Gott hüllt.“

Das große Gefühl der Schuld vor Gott vollendet sich in dem Mysterium der Allschuld. Auf dem Gipfel der Gottesgemeinschaft will das fromme Gemüt nichts weiter, als nur um Verzeihung

bitten, aber nun nicht für sich selbst, sondern für alle. „Wir sind alle aneinander und voreinander schuldig.“

* * *

Sind wir Dostojewski auf die Höhe seiner Gottesgewissheit gefolgt, so müssen wir nun mit ihm in das Dunkel der Zweifel hinabsteigen, in dem seine Seele oft ratlos zitterte. Dostojewski hat einmal seinen atheistischen Gegnern vorgehalten, niemand habe den Atheismus mit solcher Kraft und Tiefe formuliert wie er. Wir müssen ihm Recht geben, denn seine Zweifel sind nicht Abstraktionen des kühlen Verstandes, sondern sie fließen unmittelbar aus dem Protest seines Gefühls gegen den Weltlauf. Die alte Frage nach dem Sinn des Leidens bringt er auf einen geradezu unheimlichen Ausdruck. „Nehmen wir an“, lässt er in seinem letzten Roman Iwan Karamasow seinen jüngeren Bruder fragen, „du selbst solltest das Gebäude des Menschenschicksals errichten mit dem Ziel, zum Schluss alle Menschen zu beglücken, ihnen endlich Ruhe und Frieden zu geben. Doch zu dem Zweck stünde dir unvermeidlich bevor, und wärs auch nur ein einziges kleines Wesen, ein Kind zu Tode zu quälen — — Würdest du es übernehmen, unter dieser Bedingung der Baumeister des großen Gebäudes zu sein?“ Er hat vorher die Geschichte eines achtjährigen Knaben erzählt, der schuldlos zu Tode gemartert wurde. Davor versagen die gebräuchlichen Theorien, die das Leiden als Strafe oder Läuterung ansehen, und es bleibt nur ein furchtbares Rätsel bestehen. Gerade in den Augenblicken, in denen Dostojewski in der Einheit mit Gott wie in einem Strom von Freude und Friede aufgehen wollte, mochte ihm plötzlich das Bild der Qualen jenes Kindes vor Augen treten. Und dann wogte es in ihm empor: Ich will diese Harmonie nicht. Sie ist zu teuer erkaufte, „ich will diesen Eintrittspreis nicht bezahlen“.

„Das ist Empörung“, lässt er Alexej Karamasow den Bruder richten.

Gewiss, das ist Empörung. Sollen wir mit diesem Urteil die Akten über Dostojewskis Zweifel schließen? Wir würden es zu unserem Schaden tun, wenn wir nicht vorher an die Quelle dieser Zweifel herantreten wären.

Je aktiver ein Mensch ist, umsoweniger wird er leiden und

mitleiden. Im Sinnen auf Abwendung der die Schmerzen erzeugenden Ursache, womöglich in der Organisation ihrer dauernden Abwendung wird der Mensch freudig seines Ich inne, und eben das Innewerden des Ich ist gleichbedeutend mit der Überwindung des Leidens. Es ist daher kein Wunder, dass sich die vorwiegend aktiven Rassen der Menschheit verhältnismäßig leicht mit der Tatsache des Leidens abgefunden haben. Die völlige seelische Passivität des Inders dagegen hat für ihn die Tatsache des Leidens in den Vordergrund der gesamten Weltbetrachtung gerückt und sie zum Angelpunkt eines großen Weltanschauungssystems, des Buddhismus, gemacht. Die vorwiegende Passivität des Russen hat der Frage des Leidens immerhin eine Bedeutung zu geben vermocht, die ihr bei uns nicht zukommt. Wo unter uns der Protest gegen das Leiden in der Welt laut wird, hat er nur zu oft den peinlichen Geruch von Sentimentalität und Schlawheit. Es wirkt in ihm nicht die brennende Sehnsucht nach dem Glauben, sondern eher die Genugtuung, nicht glauben zu müssen. Darum wohl gemerkt: Der Dulder Dostojewski glaubte an Gott!

Und Dostojewski war fähig, grenzenlos zu leiden und mitzuleiden. Ihm, der an seelischer Widerstandsfähigkeit seine Volksgenossen weit überragt, war ein Leben beschieden, das eine Leidensgeschichte ohnegleichen darstellt. Mit sechzehn Jahren verlor er seine Mutter, nicht lange darauf wurde sein Vater unter schrecklichen Umständen von seinen Leibeigenen ermordet. Wirtschaftliche Nöte peinigten ihn ununterbrochen bis zu dem Zeitpunkt jener schweren Katastrophe, dem Petraschewski-Prozess, in dessen Verlauf er zum Tode verurteilt wurde. Bereits auf dem Schaffot, wurde er zu vierjähriger Zuchthaushaft in Sibirien begnadigt. Dieser sensibelste aller Menschen musste vier Jahre unter Schwerverbrechern leben, die ihm, dem Adeligen, schroff jede kameradschaftliche Gemeinschaft verweigerten. Seine von ihm glühend geliebte erste Frau, die er bald nach der Entlassung aus dem Zuchthause heiratete, gestand ihm auf dem Totenbette, nicht reuig, sondern mit hämischem Vergnügen, dass sie ihn seit dem Tage der Hochzeit mit einem Lehrer betrogen habe. Eine Zeitschrift, die er mit seinem Bruder zusammen gründete, wurde, als sie eben anfang, die beiden nach jahrelanger Not sicherzustellen, durch ein Missverständnis von der Zensur verboten. Bald darauf starb der von Dostojewski über alles geliebte

Bruder und hinterließ eine unversorgte Familie und über 10,000 Rubel Schulden, die Dostojewski, um der Ehre seines Bruders willen, sämtlich übernahm. Natürlich gab es für ihn keinen andern Weg zur Bezahlung, als die Erarbeitung des Geldes mit der Feder, und da dies den Gläubigern zu langsam ging, so konnte er sich schließlich zum Lohn für seine Ehrenhaftigkeit nur durch Flucht ins Ausland vor dem Schuldgefängnis retten.

Nur zwei Möglichkeiten für die innere Entwicklung Dostojewskis scheinen uns nach dieser Kette von Leiden zu bleiben: Entweder dieser Mensch verzweifelte, verfluchte den Tag seiner Geburt, verfluchte schließlich die Welt und ihren Schöpfer; oder er wurde Stoiker. Beides trat nicht ein. Dostojewski hatte eine so ungeheure Lebenskraft in sich, dass er von keinem Schicksalsschlag zertrümmert werden konnte. Unter den Qualen, die diesem zartbesaiteten Menschen der Prozess, die Untersuchungshaft und die nachfolgende Zuchthauszeit bereiteten, wurde es ihm zur Gewissheit: Mich kann nichts vernichten. Um so erstaunlicher ist es angesichts dieser Sicherheit, dass er nicht zum Stoiker wurde, dass sich um sein Herz nicht jener Panzer legte, der dem Schmerz schon vor dem Eindringen ins Innere Halt gebietet. Nein, Dostojewski blieb, wie er selbst es einmal ausdrückt, empfindlich, wie ein Mensch, dem die Haut abgezogen ist. Viel schwerer wie sein eigenes machte ihm dabei sein Leben lang fremdes Leid zu schaffen, und gar das Leiden von Kindern und das Leiden der Tiere blieb ihm ein quälendes Rätsel, über das ihm keine Theorie hinweghalf. Auch von Jesus ist uns keine Theorie über den Sinn des Leidens überliefert worden. Warum wohl? Ob nicht deshalb, weil jede Theorie vom Sinn des Leidens doch irgendwie das Herz verhärtet? So kann wohl auch nur derjenige recht trösten, der vor dem Leid des Anderen stumm werden und mit ihm ängstlich fragen kann: Warum?

Dostojewski peinigte sich selbst maßlos, oft bis an die Grenze jeder geistigen Lebensmöglichkeit. Aber immer wieder fand seine Seele einen Ausweg aus Verneinung und Zweifel zu einem „Ja“. Oft, wenn er sich mit der Frage bis aufs Blut quälte: Glaube ich an Gott, glaube ich wirklich an Gott? dann rang es sich brünstig aus ihm: Ich glaube an Russland!

Dostojewski liebte mit aller Kraft seiner Seele das einfache Volk; er lebte in ihm, litt mit ihm, glaubte mit und in ihm. „Wer

ist besser,“ ruft er einmal aus,“ wir Intelligenzen oder das Volk? Sollen *wir* uns nach dem Volk richten, oder das Volk sich nach uns?“ „Ich kann aufrichtig antworten, dass wir uns vor dem Volke beugen müssen und von ihm alles zu erwarten haben, unsere Gedanken und Bilder.“

In Russland gibt es noch Volk im eigentlichsten Sinne. Fast alle achtzig Millionen Russen sind ja Ackerbauern, und auch der russische Arbeiter bringt etwas von seiner Scholle mit in die Großstadt. Wo wir diesem Volke begegnen — und niemand hat es anschaulicher geschildert als Dostojewski — da können wir nicht anders, als es lieben. Der jahrhundertelange Druck, bei dem nur im sechzehnten Jahrhundert an die Stelle des mongolischen Tataren der moskowitzische Zar trat, hat diese von Haus aus zur Demut und Anspruchslosigkeit geneigte Rasse zu einer großen Familie zusammengeslossen. Vor dem Tataren und später dem Zaren waren alle gleich rechtlos, in gleicher Weise der Willkür preisgegeben; und dadurch entstand in allen Gliedern des Volkes jenes Gefühl der Brüderlichkeit, das gemeinsames Leid erzeugt. Dabei ließ die schier unbegrenzte Demut und Leidensbereitschaft des Volkes in allen Bedrückungen keinerlei Gehässigkeit, Bitterkeit, Ressentiment aufkommen. Im Gegenteil, immer ist dies Volk bereit, zu verstehen und zu verzeihen. Obwohl es sich, am Christentum gebildet, ethischer Normen sehr wohl bewusst ist, bezeichnet es doch — um ein typisches Beispiel zu nennen — die Verbrecher nur als Unglückliche, nicht weil man *sie* für schuldlos, sondern weil man *sich selbst* für ebenso schuldig hält. Möchte dies schöne Bild auch durch viel Maßlosigkeit, Wüstheit, ja krasse Gemeinheit entstellt werden, diese Mängel erschienen Dostojewski vorübergehend, zu verstehen aus der furchtbaren Lage, in der das Volk bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) gelebt hatte.

Dostojewski hatte bald erkannt, dass das Volk tief in seiner rechtgläubigen („prawoslawischen“) Kirche wurzelte, dass es in dieser Kirche den Mutterboden seiner geistigen Existenz hatte, an dem es mit ebenso viel Kraft wie Innigkeit festhielt. Alle seine Lebensbeziehungen waren von dieser Religion getragen, die politischen Verhältnisse, die Rechtsordnung, Treu und Glauben im wirtschaftlichen Leben. Dostojewski berichtet einmal von einem Hauptmann, der in einem Gespräch über den Atheismus ausgerufen hatte:

„Wenn Gott nicht ist, was bin ich denn dann für ein Hauptmann!“ Die Erkenntnis von dem tiefen Glauben des Volkes machte Dostojewski zum Anhänger der orthodoxen Kirche.

Handelt es sich dabei aber nicht um ein *sacrificium intellectus*, ein Glauben wider besseres Wissen gewöhnlicher oder sogar — bei der „Rückständigkeit“ der in Frage kommenden Kirche — besonders wenig erfreulicher Art? Dostojewski war weniger als irgend einer der ihm ebenbürtigen Geister ein „ausgeklügeltes Buch“. „Das reine Feuer“ nannten schon den Knaben seine Eltern; reines Feuer, mehr noch ein Vulkan ist er sein Leben lang geblieben. In diesem Geiste war alles Leben, nichts konnte sich halten, was nur logische Folgerung gewesen wäre, nur das hatte Bestand, was dauernd von diesem glühenden Strom getragen war. „Das Volk glaubt“, diese Einsicht genügte, um die ganze Orthodoxie in den Lavastrom hineinzureißen. Dabei wird es freilich dem analysierenden Historiker erlaubt sein, zu sondern zwischen solchen Stücken des orthodoxen Glaubens, die tatsächlich Dostojewski eignen, den ihn durch sein inneres Leben begleitenden Glauben darstellten, und solchen, die er kraft seiner unbegrenzten Fähigkeit, mit dem Volke zu empfinden, im gegebenen Moment als Wirklichkeiten empfand. Wie tief freilich in Dostojewskis eigener Brust etwas von volkstümlichem, kindlichem Empfinden wurzelte, zeigt ein kleiner Umstand: In wichtigen Momenten seines Lebens ließ er sich das Neue Testament bringen, das er im Zuchthaus bei sich geführt hatte, schlug es beliebig auf, und was er auf der betreffenden Seite oben las, das war ihm Weissagung. Auf diese Weise fand in seinen letzten Tagen seine Frau die Erzählung von der Taufe Jesu; als sie beim Vorlesen zu den Worten kam: „Halte mich nicht zurück“ (russische Übersetzung), sagte er, „hast du gehört, halte mich nicht zurück! Meine Stunde ist gekommen, ich werde sterben!“

Eine feinfühlig Beurteilerin Dostojewskis ¹⁾ hat noch eine tiefere Beziehung zwischen ihm und der Orthodoxie aufgezeigt: In Dostojewskis Innerem wirken ungeheure Kräfte, die ihn nach allen Seiten auseinandertreiben wollen. „Sein Geist, der fortgesetzt die größten Probleme in sich trug, der weit über die Grenzen und Normen hinausging, dem echten Wanderer durch das Dunkel der Ewigkeit

¹⁾ Th. von Bodisco, *Dostojewski als religiöse Erscheinung*, S. 47.

gleich, machte hier vor diesem Gebilde (der orthodoxen Kirche) Halt — und beugte sich. Über dieses hinaus gab es ja noch ein Anderes für ihn, ein Unermessliches, aber er brauchte auch die Kirche mit ihrer langen, seltsamen Messe, ihrem Mysterium als eine Art von Ergänzung.“

Kehren wir zu Dostojewskis Glauben an sein Volk zurück, so finden wir ihn auch hier auf einem sicheren Felsen ausruhen. Dostojewski hat alles erwogen. In seine unruhevolle Seele schlich sich jede letzte peinigende Möglichkeit. Wie aber, quälte ihn die Frage, wenn die Herrlichkeit doch nur von kurzer Dauer ist, wenn der tötende Hauch westeuropäischer Aufklärung doch mit unfehlbarer Sicherheit einmal über Russland dahin streichen wird, wenn unter ihm doch zuletzt Russlands stärkste Kraft, sein Volksglaube, dahin sterben wird, lohnt es sich dann, sich jetzt daran zu begeistern? Ist es nicht besser, gleich alles zu zerschlagen, als dieses Sterben langsam heraufziehen zu sehen? Dieser dämonische Urgedanke des russischen Nihilismus, wie bebt in ihm die ringende Menschenseele mit ihrem unstillbaren Lebensdrang. Ist es denn nicht genug, dass dein Volk eine zeitlang herrlich blüht und Frucht bringt? Kann es dein Herz nicht befriedigen, wenn der, der Menschen auf der Erde wollte, ein paar Jahrhunderte in den Menschen deines Blutes Triumphe seiner schöpferischen Macht feiert? Nein, Ewigkeit! rufst du, Ewigkeit oder Chaos, aut aeternitatem aut nihil!

* * *

Dostojewskis Köcher war noch nicht leer, er barg noch eine letzte geheime Weisheit. Nur an einer Stelle in den zweiundzwanzig Bänden seines Werkes hat sie Dostojewski fast im Vorübergehen ausgesprochen: „Das Leben mehr lieben als den Sinn des Lebens“. Und wenn auch, Leben, dein Sinn mir ganz dunkel bleibt, könnte er sagen, will ich dich doch lieben und die Erde küssen und sie mit den Tränen meiner Begeisterung netzen.

Ahnen wir es, dass es eine tragische Schicksalsstunde der abendländischen Kultur bedeutet, wenn diese Weisheit unsere Herzen findet? Als eine Versuchung kommt dies Wort zu uns, als eine Befreiung; als Posaune eines herzerreißenden Weltunterganges und als Ruf an eine müdegewordene Rasse, noch einmal, vielleicht für

kurze Zeit, die Augen aufzuschlagen und im lieben Licht zu atmen. Weh uns, wenn wir uns leichten Herzens von dem Ringen um den Sinn des Lebens abkehren, das unserer Väter Heiligstes war. Weh uns aber auch, wenn wir nicht Stunden kennen, in denen wir „das Leben mehr lieben als den Sinn des Lebens“.

Dostojewski rang heiß um den Sinn des Lebens; aber immer liebte er das Leben, „die kleinen klebrigen Blätter im Frühling, den hohen blauen Himmel . . .“ „Eine Spinne kriecht an der Wand, und ich bin dankbar, dass sie kriecht.“

Nehmt doch, die ihr dies lest, etwas von diesem Strom der Freude mit, der von einem großen Dulder ausgeht, etwas von dieser inneren Gelöstheit, in der nichts mehr Stoff und Gesetz, sondern alles quellendes Leben ist, etwas von dieser Glut der Liebe, dem einzigen würdigen Gefühl, mit dem wir Gottes Welt begegnen dürfen.

LEIPZIG

HANS RUDERT



DIE AUSWEISUNG

Von CÉCILE LAUBER

Recht so —, gut so —, fort in die Welt hinein!
Pack unsre Siebensachen, gehen wir!
Brich auf, Weib-Kamerad, denn du gehörst zu mir!
Leicht war es sonst, diesmal wird es zur Pein.

Wir möchten irgendwo zu Hause sein.
Vier Wände, Bett und Stuhl und mein Geräte — —
Doch —, nähmen sie's zurück, ich weiß nicht, was ich täte.
Zu sehr bedrückt dies nur Geduldetsein.

Der blöde Wisch, mir heute hergesendet,
Sitzt wie ein Hieb im Fleisch, quält und beschämt.
Wir stehen da mit leeren Händen, nackt und fremd,
Beginnen neu und hoffen uns beendet.

